

WAS HEISST: »DAS BLEIBT«? BAUSTEINE ZU EINER KULTURWISSENSCHAFTLICHEN KANONTHEORIE

Hermann Korte

Seit der 1997 durchgeführten Kanonumfrage der Wochenzeitung *Die Zeit* (Greiner 1997)¹ ist das im Semitischen und Altorientalischen wurzelnde Wort Kanon im öffentlichen Gebrauch ein Plastikbegriff, der jahrelang Diskussionen über Schülerwissen und deutsche Leitkultur würzte. Kanonisierungsprozesse sind Auswahlprozesse, die unterschiedlichsten Regeln und Stilen unterliegen und aufs Engste mit der kulturellen Praxis einer Gesellschaft verbunden sind. Ökonomisch formuliert: Die permanente Überproduktion kultureller Erzeugnisse bedingt, dass Weniges bewahrt und vieles wieder vergessen wird: Das, was bleibt, ist ein Indiz für Kanonisiertes. Seit 1800 ist der Literaturkanon, der Kanon der deutschen Nationalliteratur, ein dynamisches, in seinen Formationen prinzipiell veränderbares, durchlässiges, raschem historischen Wandel unterworfenes, offenes Auswahlsystem von Autoren, Werken und Gattungen, denen gesellschaftliche Gruppen im kulturellen Prozess bedeutsame Werte zuschreiben (vgl. einführend Korte 1998). In den epidemisch auftretenden Kanondebatten nach 1945 ging es zumeist um literarische Kanonbildungen, merklich weniger um, beispielsweise, den Opernspielplan deutscher Bühnen und die zunehmende Präsenz von Fotografie im Kernkanon moderner Kunst. Von einer allgemeinen Theorie kultureller Kanonbildung ist die Kulturwissenschaft noch weit entfernt, sodass im Folgenden die literarische Kanonforschung als das im Moment am weitesten differenzierte Forschungsparadigma die Basis für einige grundsätzliche Überlegungen zur Kanontheorie darstellen soll.

1 Weitere Umfrageergebnisse veröffentlichte *Die Zeit* am 23. Mai 1997. Kritisch dazu vgl. Schneider 1997.

I. Kanonbegriff und Kanonhandeln

Es besteht zurzeit ein Konsens darüber, dass der kanonische Wert eines Werkes letztlich nicht innerästhetisch bestimmt werden kann; Wertung ist in der repräsentativen Kultur eine gesellschaftliche Zuschreibung von außen, aber keinesfalls ein willkürlicher Vorgang. Von ›dem‹ Literaturkanon zu sprechen ist eine an sich unzulässige Formel; sie suggeriert kanonische Einzigartigkeit und Eindeutigkeit, wo seit 1800 eine Vielzahl von Listen wie den Pflichtlektüreprogrammen von Schulen und Universitäten und den Spielplänen miteinander wetteifernder Theater ›den‹ Kanon faktisch als ein System inhaltlich wie institutionell unterschiedlicher Kanones erscheinen lässt. Solche Kanones markieren Ansprüche auf Aufmerksamkeit, Traditionssicherung und kulturelle Bedeutsamkeit, wirklich präsent und mit Leben erfüllt ist ›der‹ Literaturkanon nicht als Paratextnotiz auf Listen und Verzeichnissen, sondern in seinen lebensweltlichen Zusammenhängen, also in der Alltags- und Festkultur und in der geselligen Kommunikation. Zugespitzt: Ohne Lebensweltbezug, ohne die Verbindung zu kulturellen Erfahrungs-, Erlebnis-, Sinn- und Handlungsräumen überleben weder Kanonwerke noch Kanonautoren.

Literarische Kanonbildung ist im diametralen Gegensatz zum Kanon von Weltreligionen eine nicht streng kodifizierte Kanonisierungsform. Offenheit und Unabgeschlossenheit machen den modernen literarischen Kanon seit 1800 zu einem flexiblen, dynamischen System, das gerade wegen seiner variantenreichen Kanonisierungsstile nun mehr als 200 Jahre existiert. Der Literaturkanon hat allerdings eine janusköpfige Gestalt: Er ist Ausdruck moderner Verzeitlichungserfahrung, weil er prinzipiell unabgeschlossen, also nach vorn offen und prinzipiell jederzeit veränderbar erscheint, andererseits aber gerade umgekehrt auch ein Verlangsamungsphänomen, weil er ständig die kulturelle Bedeutsamkeit von Traditionen vergegenwärtigt und die kollektive Erfahrung relativiert, alles Vergangene verschwände spurlos in der Gegenwart.

An der kanonischen Auswahlpraxis sind unterschiedliche Institutionen und soziale Gruppen beteiligt: Institutionen, die in Kultur und Gesellschaft ihren spezifischen Einfluss auf Traditionsbildung, Sinnstiftung und soziales Handeln ausüben, und soziale Gruppen, die nach Rang, Status, Habitus und Lebensstil differieren. Kanonfragen sind daher Machtfragen. Die Kanonbildung spezifisch deutschsprachiger Literatur setzt daher erst ein, als gesellschaftliche Eliten einem kleinen Teil der deutschen Dichtung den Rang zuerkennen, der bisher dem Kanon antiker Schriftsteller vorbehalten war.

Zugleich verlor der religiöse Kanon sein den Alltag bestimmendes Deutungsmonopol und seine dirigistische Aufsicht über die Lebensführung, während im Gegenzug Dichter wie Schiller mit ihren öffentlich und privat in allen möglichen Situationen gern zitierten Maximen und Sentenzen zeitweilig die Rolle des fünften (deutschen) Evangelisten spielten. Diese Zeiten sind längst vorbei; die Tendenz zur Marginalisierung des deutschen Literaturkanons ist Ende des 20. Jahrhunderts unabweisbar mit dem Bedeutungszuwachs audiovisueller und neuer Medien verbunden, die seit Jahrzehnten immer nachhaltiger traditionelle Funktionen des Literaturkanons übernehmen.

II. Kanon in der Perspektive kulturwissenschaftlicher Theorien

Schwieriger als die bloße Analyse kultureller Kanonhandlungen ist die wissenschaftlich reflektierte Fundierung der deskriptiv arbeitenden Kanonforschung als Teildisziplin der Kulturwissenschaften.² Von welchen Perspektiven her sind Kanonkonstruktionen überhaupt adäquat zu beschreiben?

Kulturwissenschaftlich ließen sich Kanonfragen zunächst im Kontext von Gedächtnis- und Erinnerungstheorien komfortabel diskutieren. Im kulturellen Gedächtnis³ haben Kanones ihren Platz. So ist der Umgang mit Kanonwerken Teil einer Erinnerungsarbeit, die wie jeder Erinnerungsakt von aktuellen Konstellationen der Gegenwart ihre entscheidenden Impulse empfängt. Erinnerungstheoretisch ist Kanonpflege Sinnpflege, die das soziale Leben stabilisiert. Der Wandel des sozialen Lebens beeinflusst die gesellschaftliche Sinnproduktion und steht in einem engen Verhältnis zur Dynamik literarischer Kanonbildung. Der Begriff des kulturellen Gedächtnisses ist eine Konstruktion, hinter der sich alle möglichen Formen von Erinnerungskulturen verbergen. Der Umgang mit Kanonischem ist nur eine Spielart davon, wenn auch, etwa bezogen auf die Funktion der Kultur im Rahmen individueller und kollektiver Identitätsbildungen, eine wichtige.

Identität lässt sich als ein relationaler Begriff verstehen, der sich aus individuellen, sozialen, kulturellen und anderen Beziehungskonstellationen ergibt. Dass der Literaturkanon vor allem im deutschen Bürgertum ein wichtiges Prägewerk für Identitätskonstruktionen gewesen ist, dafür gibt es viele

2 Eine Übersicht über kulturwissenschaftliche Teildisziplinen, Fragestellungen und Forschungsansätze bieten Jäger/Liebsch 2004. Vgl. ferner Bollenbeck 1997.

3 Grundlegend zu Begriff und Theorie Assmann 1992. Zur Unterscheidung der Begriffe »kollektives Gedächtnis« (nach Maurice Halbwachs) Begriff der »mémoire collective«, »soziales Gedächtnis« (nach Aby Warburg) und »kulturelles Gedächtnis« (nach Jan und Aleida Assmann) ausführlicher Erll 2003.

Indizien. Nun ist Identität allerdings keine evidente empirische Tatsache; wissenschaftlich ist sie schwer nachweisbar. Als konstruktiver Begriff entzieht sich Identität Prüfgrößen wie Objektivität, Tatsächlichkeit und Wahrheit. Mit Straub formuliert:

»Nirgends fußen Identitätskonstruktionen einfach auf der nüchternen Feststellung empirischer Sachverhalte. Sie arbeiten vielmehr, wenn sie Differenzen zwischen dem Eigenen und dem Anderen bzw. Fremden ausmachen, mit Wahrnehmungen und Zuschreibungen, Projektionen und Manipulationen« (Straub 2004: 280).

Für kulturwissenschaftliche Forschungen erscheint die Abgrenzung zwischen personaler und kollektiver Identität sinnvoll zu sein. Allerdings bedarf gerade der letzte Begriff weiterer Klärung. Jan Assmann schlägt eine Definition vor:

»Unter einer kollektiven oder Wir-Identität verstehen wir das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Gruppen. Es gibt sie nicht >an sich<, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Denken und Handeln der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag« (Assmann 1992: 132).

In diesem Sinne kann kollektive Identität nicht einfach vorausgesetzt werden; sie ist vielmehr an eine performative Praxis geknüpft, also an einen Vollzug identitätsbestimmter kollektiver Praktiken in der Lebenswelt, deren Kollektivitätsgrad und deren kollektive Konsistenz in jedem Fall rekonstruiert werden muss. Unter diesen (methodologisch komplexen, schwierigen) Prämissen könnten Identitätstheorien durchaus ein Baustein kulturwissenschaftlicher Kanonforschung sein.

So stellt sich die Frage nach der lebensweltlichen Bedeutung von Kanones für den Aufbau und die Entwicklung personaler und kollektiver Identitätskonstruktionen. Aus Autobiographien wissen wir, wie kanonische Werke in der Logik der öffentlichen Selbstdarstellung ihrer Verfasser bestimmten Schlüsselereignissen der eigenen Lebensgeschichte zugeordnet werden: Der Bogen reicht von krisenhaften Erschütterungen, in deren Folge Identitäten verändert wurden, bis hin zum Umgang mit dem Kanon als verbindliche, Identitäten bestärkende und festigende Orientierung (vgl. Korte 2007). Für Gruppenkollektive ließen sich analoge Beispiele aufzeigen. So hat die Kanonforschung sich beispielsweise für die um Literatur, Musik und Kunst zentrierte Ausbildung kultureller und gesellschaftlicher Deutungsmuster des Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert interessiert, für deren Alltags- und

Festtagskultur, für die große Rolle, die kollektive Erlebnisse wie Dichterfeiern, Deklamationen und Theater- und Liederabende für den Aufbau und die Pflege von Gruppenidentität spielten. Verallgemeinernd: Kulturelle Kanones strahlen sowohl auf die personale wie auf die kollektive Identität ab.

Wer aus erinnerungs- und identitätstheoretischer Perspektive kulturelle Kanonbildungen untersucht, tut gut daran, den kulturoziologischen Boden nicht unter den Füßen zu verlieren. Das kulturelle Gedächtnis ist nicht ohne die Konstrukteure des Vergangenen denkbar, diese wiederum nicht ohne soziale Gruppeninteressen und Machtzentren, die Erinnerungskulturen kontrollieren und darüber auch ihren gesellschaftlichen Einfluss sichern. Ebenso gibt es keine kollektive Identität, die nicht mit Distinktionen gegenüber anderen sozialen und nationalen Gruppen eng verknüpft ist, sodass wir als weiteren Theorie-Baustein Pierre Bourdieus Theorie der kulturellen Distinktionen ins Fundament der Kanonforschung einfügen sollten. Kanonkultur ist stets auch Ausdruck sozialer Distinktionen, ist eingebunden in die Formen symbolischer Kommunikation, so wie das Kanonwissen auch als Distinktionsgewinn zu verstehen ist. Noch schärfer: Kanones sind für den Erwerb »kulturellen Kapitals«⁴ die bedeutsamsten Wertesysteme und daher entsprechend institutionell mit gesellschaftlich maßgeblichen Kanoninstanzen wie Schule und Universität verbunden und zugleich Ausdruck des Habitus und des Lebensstils jener gesellschaftlichen Gruppen, die mit ihrem Kanonhandeln gesellschaftlichen Einfluss dokumentieren. In dem Maße, wie Kanonwissen und Kanonhandlungen nicht mehr in die Symbolformen kulturellen Kapitals umgesetzt werden können, verlieren das kulturelle Kapital an Wert und der Kanon seine Distinktionsfunktionen.

III. Der Kanon als kulturelle Resonanz

Die drei skizzierten Theorie-Bausteine – Erinnerungstheorie, Identitätstheorie und Bourdieus kulturoziologischer Ansatz – lassen wissenschaftliche Perspektiven auf das Phänomen der Kanonbildung zu, sind allerdings etwas anderes als Kanonforschung im engeren Sinne. Wissenschaftsgeschichtlich ist dies leicht erklärbar. Noch vor zehn Jahren war ein Begriff wie Kanonforschung ein umstrittener, kaum verwendeter Begriff. Wenn Philologen sich

4 Bourdieus kulturoziologische Studie zu Lebensstil, Habitus und sozialer Distinktion, entwickelt für die moderne französische Gesellschaft, entfaltet systematisch die Leitbegriffe »Bildungskapital« und »kulturelles Kapital«: Bourdieu 1982: vor allem 115f. u. 154f. Ferner Bourdieu 1997: 49-79 (»Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital«).

an Kanondebatten beteiligten, ging es eher um ein kulturkritisches, oft normatives Ausspielen kultureller Traditionen, Sinnssysteme und Erbtheorien, für die man sich qua Profession zuständig fühlte, oder – umgekehrt – um Revisionen des Kanons: Die Aufwertung der Literatur der Aufklärung, des Vormärz, des bürgerlichen Realismus, der Avantgarde oder, wie in den USA, den Kampf um einen neuen Kanon, der farbige Schriftstellerinnen wie Toni Morrison selbstverständlich berücksichtigt und sich vom Eurozentrismus des alten akademischen US-Kanons unterscheidet.⁵

Solche Debatten wie die in ihnen auszuhandelnde Wertungspraxis können nur der Gegenstand, nicht aber das Fundament von Kanonforschung sein. Kanonforschung optiert nicht für oder gegen kulturelle Tradition und Klassizität und auch nicht für oder gegen Traditionssbrüche und Innovationsästhetiken, sondern verfährt deskriptiv und beobachtend, sichtet also die in solchen kulturellen Wertungen virulenten Deutungsmuster und deren gesellschaftlichen Einfluss.

Ich möchte im Folgenden einen weiteren Theorie-Baustein entwickeln, den ich unter die Formel *Der Kanon als kulturelle Resonanz* gefasst habe. Mein Ausgangssatz ist sehr schlicht: Kanonisierten Gegenständen der Kultur wird auf Dauer mehr Aufmerksamkeit als nicht-kanonisierten Werken zugestanden. Nun war und ist die menschliche Ressource Aufmerksamkeit begrenzt, sodass es Kanonisierungspraktiken geben muss, diese Ressource zu sichern, sogar auf Dauer zu sichern. Im Kern sind alle Kanonisierungspraktiken auf erfolgreiche Ressourcen-Sicherungen gerichtet. Dazu stehen Medien, aber auch gesellschaftliche wie kulturelle Machtinstrumente zur Verfügung.

Wie eine solche Ressource kultur- und sogar staatspolitisch abgestützt wurde, möchte ich an einem klassischen Beispiel zeigen (vgl. Dummer 2001). Der Tyrann Peisistratos, seit 561 v. Chr. in Athen im Amt, wollte sein Ansehen und das der Polis stärken, indem er öffentliche Feste neu organisierte, die Panathenäen, und zu diesem Zweck die öffentliche Deklamation der beiden Homerischen Epen verpflichtend machte. Er ließ ein Staatsexemplar der Ilias und der Odyssee herstellen: Der Akt der Verschriftlichung war kein bloß funktionaler Akt der Herstellung eines Speichermediums, sondern das Speichermedium selbst war der Ausdruck einer Macht über die kulturelle Ressource und damit über deren traditionsstiftende kulturelle Resonanz. Solche Akte wiederholen sich im alten Griechenland, etwa wenn der athenische Politiker Lykurg 338 v. Chr. bei der Ausgestaltung des Dionysostheaters die Tragödiendichter Aischylos, Sophokles und Euripides

5 Konträre Positionen zur US-amerikanischen Debatte finden sich exemplarisch bei Bloom 1994 und Herrnstein Smith 1988.

kanonisiert: mit kanonischen Staatsexemplaren als kanonisierten Symbolen öffentlicher Memorialpolitik. Festzuhalten ist, dass diese Kanonisierungspraxis an aufwendige kulturelle Handlungen gebunden war: an Macht-demonstrationen, in denen Texte und Schriftsteller aus der Masse anderer hervor- und emporgehoben werden – mit dem Effekt, dass sich das Polis-Kollektiv im Akt der Kanonisierung selbst feierte.

Zur Illustration der Formel *Kanon als kulturelle Resonanz* lässt sich noch ein aufschlussreiches neuzeitliches Beispiel anführen. Im Zuge der Französischen Revolution wurden 1792 Voltaire und Rousseau im Rahmen einer spektakulären öffentlichen Feier, eines Prozessionszuges, der ganz Paris auf die Beine brachte, in den Panthéon gebracht (vgl. Lüsebrink 1995). Diese Kanonisierung, die bis ins Detail kulturelle Praktiken der Religion kopierte, war die Schaffung eines nationalen Gründungsmythos und ein Akt revolutionärer Selbstlegitimation, die zugleich eine neue Kultur stiftete, die säkulare Form bürgerlicher Kirchenväter. Der Literaturkanon galt seither als ein säkularisiertes Evangelium und wie dieses als Medium der individuellen wie kollektiven lebensweltlichen Orientierung.

Nun müssen, damit ein kulturelles Artefakt überhaupt kulturelle Resonanz erzeugen kann, Faktoren der Resonanzkonstellation vorhanden sein. Unter Resonanzkonstellation⁶ verstehe ich das kulturelle Bedingungsgefüge, das den Prozess der Kanonbildung antreibt und in Bewegung hält. Veränderte Konstellationen bewirken Veränderungen im Kanon, führen zu De- und mitunter auch zu Re-Kanonisierungen. Faktoren der Resonanzkonstellation lassen sich gut an Zäsurphasen der Kanongeschichte demonstrieren. So verloren Autoren wie Werner Bergengruen, Ernst Wiechert, Josef Weinheber und Reinhold Schneider in den 1960er Jahren auffallend schnell ihre kanonischen Positionen. Die im Zeichen der wiederentdeckten Moderne stehende Umorientierung der Literaturkritik, der Kanoninstanzen Schule und Universität, des Buchmarkts und vor allem auch des Lesepublikums forcierte den Umbau traditionalistischer Kanonarchitekturen. Die Modernisierungszäsur reichte bald bis in die Lesebücher und Vorlesungsverzeichnisse. Der einstige Einfluss und die frühere Ausstrahlungskraft von Autoren wie Bergengruen sind schon um 1970 nur noch Kanongeschichte.

Noch ein weiterer Faktor verändert Resonanzkonstellationen, und zwar der Grad der diskursiven Vernetzung literarischer Kanonwerke, also die Anschlussfähigkeit des Kanonengegenstands an politische, gesellschaftliche und kulturelle Diskurse. Anschlusskommunikation ist ein wichtiges Indiz für kulturelle Resonanz, ein wichtiger Funktionswert im kulturellen Alltag. Für

6 Der Begriff der Resonanz steht im engen Kontext mit Aufmerksamkeitstheorien; hier adaptiert aus Bollenbeck/Knobloch 2004.

Romane von Grass, Böll und Christa Wolf war die Konjunktur in den 1960ern und 1970ern überaus günstig; ihre Werke hatten in politischen wie in gesellschaftlichen Debatten eine hohe Resonanz, waren im Lesepublikum wie im Feuilleton vielfältig präsent und galten sogar als öffentlicher Gradmesser für politische Moral. Inzwischen hat sich die Situation völlig verändert. Am Beispiel Christa Wolfs ließe sich der Wandel der Resonanzkonstellationen am eindeutigsten aufzeigen, nachdem sogar die feministische Literaturwissenschaft – die letzte große Ressource Aufmerksamkeit für die Autorin – kaum noch etwas über sie schreibt.

Noch einen weiteren wichtigen Konstellationsfaktor gilt es hervorzuheben: den Einfluss literarischer Kanontexte auf andere Werke, also die intertextuell belegte literarische Anschlusskommunikation von Kanongegenständen. Kanonwerke können Fundamente einer literarischen Reihe, einer Gattung, eines Genres sein und darüber ihre Resonanz über eine lange Dauer behaupten. Goethes *Faust*, selbst auf früheren Faustdichtungen fußend, eröffnet eine literarische Reihe von Faustdichtungen, die dann ihrerseits kanonische Texte wurden, wie das prominenteste Beispiel, Thomas Manns *Doktor Faustus*, zeigt. Wenn sich solche intertextuellen Resonanzkonstellationen verändern, verliert der kanonisierte Text seinen Rang in der Kanonarchitektur. Umgekehrt gibt es – ich nenne Ovids *Metamorphosen* als Beispiel – jahrhundertelange Resonanzen, die für diesen Text schon allein über seinen bis 1800 unangefochtenen ikonologischen Status für die bildende Kunst und nicht zuletzt über das neuhumanistische Gymnasium gesichert wurden – mit deutlich abnehmender Tendenz nach 1970.

Die kulturelle Resonanz eines Werkes ist ohne institutionelle Kanonresonanz auf Dauer nicht zu halten. Für den Literaturkanon ist beispielsweise die Stabilität von Kanoninstanzen wie Schule und Hochschule von ausschlaggebender Bedeutung. Diese Instanzen sichern Zugänge zum kulturellen Kapital, verschaffen soziale Distinktionsgewinne, sind der Stoff, aus dem Lebensstile entwickelt werden. Traditionell gehörte zur institutionellen Kanonresonanz auch die an Kanones ausgerichtete staatliche Vergangenheitspolitik mit ihren imperialen, nationalen, selbstreflexiven und unverbindlichen Memorialstilen. Im 19. Jahrhundert konnte die Literatur zum Leitmedium repräsentativer Kultur nur deshalb aufsteigen, weil sie der Selbstdarstellung und Selbstinszenierung der so genannten deutschen Kulturnation eine kanonische Ausdrucksform bot: vom Lesebuch über die Literaturgeschichte bis zum kaiserlichen Besuch der Dichtergruft in Weimar, von den literarischen Bildungssplittern der Unterhaltungen am Teetisch und im Salon über die in Reden zitierten Sentenzen und Maximen der Klassiker bis zu den legendären Schiller- und Goethe-Gedenkfeiern.

Von hier aus lässt sich der Bogen zu einem weiteren Aspekt der Kanonresonanz schlagen, zur lebensweltlichen Kanonresonanz, über die ich bereits einiges gesagt habe. Ohne lebensweltliche Kanonresonanz kann kein Kanon auf Dauer bestehen. Die Forschungslage ist allerdings recht prekär. Wie beim Kanon ist die Rede von der Lebenswelt eine formelhaft verkürzte Wendung, die als Arbeitsbegriff erst in wissenschaftlichen Teildisziplinen konkretisiert wird, wie die Grundlagenstudien von Alfred Schütz und Thomas Luckmann zeigen (vgl. Luckmann 1980; Schütz 2003). Es liegt inzwischen eine Reihe von Einzelfallstudien zur Genese, Funktion, Habitualisierung und Ritualisierung literarischer Kanonbildung vor. Dagegen noch kaum systematisch untersucht worden sind die faktische Geltung des Kanons und der Umgang mit ihm in der kulturellen Alltagspraxis. Die Interrelationen zwischen Lebenswelt, Kunst, Moderne und Theorie zu rekonstruieren, bleibt eine notwendige, bislang unerledigte Aufgabe. Luckmanns Feststellung, »daß die kommunikative Umwelt des Menschen den Kern seiner Lebenswelt ausmacht und daher Kommunikation in der ganzen Lebenswelt in irgendeiner Weise zumindest impliziert ist« (Luckmann 1980: 85), lässt sich ohne Mühe auf den Konnex von Lebenswelt und literarischer Kommunikation beziehen: Die Lebenswelt mit ihren Erfahrungs-, Erlebnis-, Sinn- und Handlungsräumen ist der Ort literarischer Kommunikation, an dem sich Literatur und Leser, die Wirkungsgeschichte der Texte und schließlich auch die kulturelle Wirkungsmacht des Kanons konstituieren. Vor diesem Hintergrund ist Kanonhandeln einbezogen in den Handlungskonnex geschichtlich sich wandelnder Lebenswelten.

Lebensweltliche Kanonresonanz beginnt bei der Präsenz von Kanonwerken und Kanonautoren im Alltag. Welche Resonanz haben Kanonwerke, haben der Umgang mit Kanones und der mit ihnen verknüpfte Habitus auf kulturelle Deutungsmuster von Individuen und Kollektiven, welchen Einfluss auf Selbst- und Fremdbilder, auf das Selbstverständnis und das Alltagsverhalten? Lebensweltliche Kanonresonanz schließt aber auch die Ressource Freiheit mit ein, ist verknüpft mit individuellen Lektüre- und Entspannungsmotiven, mit Eskapismus-Angeboten, mit kollektiven Erlebnisformen, mit medialen Vernetzungen. Lebensweltliche und institutionelle Kanonresonanz lassen sich aufeinander beziehen: als Spannungsverhältnis. Eine Harmonie zwischen institutioneller und lebensweltlicher Kanonresonanz hat nur in Hochphasen repräsentativer Kanonkultur bestanden. Im Moment erleben wir eher ein Auseinanderdriften zwischen institutionellen Kanones (den schulischen und universitären Lektürelisten) auf der einen und der faktischen Marginalisierung des Literaturkanons im kulturellen Alltag – wobei die Geschichte des Literaturkanons viele Beispiele dafür liefert, dass sich insti-

tutionell noch abgesicherte Kanongegenstände auf Dauer nicht ohne lebensweltliche Kanonresonanz halten können.

IV. Ausblick: Erosion kultureller Kanones heute?

Von der Gründungsgeschichte des Literaturkanons um 1800 her gesehen hat sich der Literaturkanon als ein variantenreiches kulturelles Gebrauchs- system bis heute zwar gehalten, aber seine Anziehungskraft, Attraktivität und Verbindlichkeit als ein sinn- und identitätsstiftendes Medium haben an Bedeutung verloren. Der Film, andere Medien, sicher auch die populäre Musikkultur haben seit Jahrzehnten Funktionen übernommen, die früher literarischen Kanonwerken zukamen. Die Funktionsverlagerung ist mit der rasanten Aufwertung nicht-literarischer Medien eng verbunden, wie die Geschichte des Films illustriert. Literatur ist auch für Eliten längst nicht mehr das kulturelle Leitmedium gesellschaftlicher Sinnproduktion. Das hat Auswirkungen auf Kanonisierungsstile. So beobachten wir heute eine zunehmende Pluralität, Partialität und Fragmentarizität heutiger Kanones. Im Internet konkurrieren unterschiedlichste – offene – Kanonisierungslisten; Kanonbildung ist fast zu einem Gesellschaftsspiel geworden, um immer neue Auswahllisten zu konzipieren unter der Maxime »Das bleibt«: Der Kanon der fünfzig besten Filme, der Kanon der zwanzig besten Köche, der Kanon der fünfzig attraktivsten Schauspielerinnen aller Zeiten, der Kanon der hundert wichtigsten Deutschen, der Kanon der bedeutendsten Königshäuser, die einhundert ewigen Hits, die Zehner-Weltbestenliste der Golfplätze usw. Die Entwertung der traditionellen Kanones vollzieht sich vor dem Horizont solch fragmentierter Wertungsspiele, die alltägliche Erfahrungen kultureller Entwertungsprozesse auf paradoxe Weise durch immer neue Superstar-Simulationen konkret werden lassen.

Dies hat Auswirkungen auf den gesellschaftlichen Umgang mit kanonisierten Gegenständen und mit der Kanonisierungspraxis selbst. Es gibt heute kaum noch eine geschlossene Kanonarchitektur, institutionelle Kanonlisten haben oftmals nur noch Empfehlungscharakter, entlasten sich über viele individuelle Auswahlmöglichkeiten und lassen oft keine festen Kernkanonstrukturen mehr erkennen. Vor diesem Hintergrund erscheint der Kanon immer stärker als Phänomen der gesellschaftlichen Beschleunigung (vgl. grundlegend Rosa 2005): Die Partialität kultureller Leitbilder geht mit der Auflösung lebenslanger Orientierungen an festen kulturellen Mustern einher. Der soziologisch belegbare Zerfall inter- und intragenerationeller Strukturen untergräbt die Stabilität von Kanones, ohne sie indes wirklich zu beseitigen,

sodass es voreilig wäre, kulturpessimistisch vom allgemeinen Niedergang der Kanonkultur zu sprechen.

Es wäre sogar voreilig, den Kanon ausschließlich als Beschleunigungsphänomen zu definieren und auf sein rasches Ende zu warten. Der Kanon hat, wie anfangs erwähnt, eine janusköpfige Gestalt, daher auch eine Seite der Entschleunigung, der Verlangsamung. Kontingente Strukturen destabilisieren die feste Größe kanonisierter Gegenstände, sorgen aber zugleich dafür, dass literarische Re-Kanonisierungen und sogar literarische Wiederentdeckungen mit hoher kultureller Resonanz rechnen können. Medien wie der Film sind heute einflussreiche Mitspieler bei literarischen Resonanzkonstellationen: Biographie-Verfilmungen wie das Thomas-Mann-Projekt erhöhen deutlich die lebensweltliche Resonanz des modernen Klassikers – mit entsprechendem Einfluss auf die institutionelle Kanonresonanz, die sich, wie Beispiele aus der Schule und Hochschule zeigen könnten, die kulturelle Aufmerksamkeitsressource Thomas Mann nicht entgehen lässt. Die Offenheit des Kanons und ständig wechselnde kulturelle Resonanzkonstellationen erschweren einerseits das erfolgreiche institutionelle Festhalten an verbindlichen, in Lehrplänen fixierten Literaturlisten; andererseits aber haben gerade im institutionellen Rahmen Innovatoren eine größere Chance zur Kanonrevision, sodass es heute kaum noch einen Lehrplan gibt, der einen auswendig zu lernenden Gedichtkanon vorschreibt, während der Film und die literarische Verfilmung einen festen Platz im Deutschunterricht wie im Universitätscurriculum erreicht haben.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, ob sich die in der Summenformel »Kanon ist das, was bleibt« fixierte kristalline Struktur des Vergangenen in der Dynamik gesellschaftlicher Beschleunigungsprozesse wirklich auflöst oder ob wir es mit einer veränderten Kanonisierungspraxis zu tun haben mit offenen, kontingenzen kulturellen Resonanzen: Das, was bleibt, ist im Rhythmus ständiger Tonverwirbelungen zwar nicht ständig, aber bei sich laufend verändernden Resonanzkonstellationen immer mal wieder unüberhörbar und mit immer unsicheren Bestandsgarantien zu vernehmen.

Literatur

- Assmann, Jan (1992). *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck.
- Bloom, Harald (1994). *The Western Canon. The Books and School of the Ages*. New York: Harcourt, Brace.
- Bollenbeck, Georg (1997). »Die Kulturwissenschaften – mehr als ein modisches Label?« In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 51, H. 3, S. 259-265.
- Bollenbeck, Georg / Knobloch, Clemens (Hg.) (2004). *Resonanzkonstellationen. Die illusionäre Autonomie der Kulturwissenschaften*. Heidelberg: Synchron.
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997). *Die verborgenen Mechanismen der Macht* (= Schriften zu Politik & Kultur 1). Hamburg: VSA.
- Dummer, Jürgen (2001). »Entwicklung des Kanongedankens in der Antike.« In: *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunswissenschaft, Philosophie und Theologie* (= Jenaer germanistische Forschungen. Neue Folge 9). Hg. v. Gerhard R. Kaiser und Stefan Matuschek. Heidelberg: Winter, S. 9-20.
- Erll, Astrid (2003). »Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen.« In: *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*. Hg. v. Ansgar und Vera Nünning. Stuttgart: Metzler, S. 156-185.
- Greiner, Ulrich (1997). »Bücher für das ganze Leben. Eine ZEIT-Umfrage: Brauchen wir einen neuen Literatur-Kanon?« In: *Die Zeit*, Nr. 21, vom 16. Mai.
- Herrnstein Smith, Barbara (1988). *Contingencies of Value. Alternative Perspectives for Critical Theory*. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press.
- Jäger, Friedrich / Liebsch, Burkhard (Hg.) (2004). *Handbuch der Kulturwissenschaften*. 3 Bde. Stuttgart: Metzler.
- Korte, Hermann (1998). »Neue Blicke auf den literarischen Pantheon? Paradigmen und Perspektiven der historischen Kanonforschung.« In: *Der Deutschunterricht* 50, H. 6, S. 15-28.
- Korte, Hermann (2007). »Meine Leserei war maßlos«. *Literaturkanon und Lebenswelt in Autobiographien seit 1800*. Göttingen: Wallstein.
- Luckmann, Thomas (1980). *Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen*. Paderborn u.a.: Schöning.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (1995). »Die Genese des Panthéons. Nationalliterarische Kanonisierungs- und Ausgrenzungsprozesse im Frankreich der Spätaufklärung und der Französischen Revolution.« In: *Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung*. Hg. v. Andreas Poltermann. Berlin: Erich Schmidt, S. 121-143.
- Rosa, Hartmut (2005). *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schneider, Manfred (1997). »Betrug! Der ZEIT-Konsens: Ein Offenbarungseid.« In: *Die Zeit*, Nr. 25, vom 13. Juni.
- Schütz, Alfred (2003). *Theorie der Lebenswelt 2. Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt* (= Alfred Schütz Werkausgabe Band V.2. Hg. v. Hubert Knoblauch, Ronald Kurt und Hans-Georg Soeffner). Konstanz: UVK.

Straub, Jürgen (2004). »Identität.« In: *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 1: *Grundlagen und Schlüsselbegriffe*. Hg. v. Friedrich Jäger und Burkhard Liebsch. Stuttgart: Metzler, S. 277-303.

Abstract

Cultural theories of memory see literary canons in close connection with the »cultural memory« of the society. Famous names as well as artistic, literary and musical works are stored. Remembering them is part of lively efforts to maintain the canon. With regard to identity theory, these memories serve an important function in the development of individual and collective identities. Pierre Bourdieu pointed out the significance of canons for the acquisition of »cultural capital« and the development of lifestyles. Canons are the expression of cultural resonances and cannot survive for a long time without the connection to the social dimensions of experience, meaning and action. Their vitality corresponds to the institutional resonances of canons. In modernity the sustainability of cultural canons depends largely on their openness and transformability.

